

## Etwas wird bleiben

Aus der Geisendörfer-Jury „Allgemeine Programme“ / *Von Diemut Roether*

epd Sterbehilfe, Suizid und Tod, das Weiterleben nach einem Trauma, aber auch die Frage nach einem menschenwürdigen Leben waren Themen, die in diesem Jahr die Auswahl der eingereichten Beiträge für den Geisendörfer-Preis beherrschten. Daneben gab es Stücke zur Zeitgeschichte, zur Nazi-Vergangenheit und zu aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen wie Flüchtlingshilfe und die Faszination junger Männer durch die Terrororganisation „Islamischer Staat“ (IS).

Die Debatte über Sterbehilfe wird seit Jahren geführt, das Thema ist heikel. Manche befürchten gar einen „Dammbruch“, wenn Sterbehilfe erleichtert wird. Der Deutsche Bundestag will voraussichtlich noch in diesem Herbst über neue Regelungen zur Sterbehilfe entscheiden. Das „Wochenendjournal“ des Deutschlandfunks hat sich des Themas im vergangenen Jahr angenommen und ließ unterschiedliche Menschen zu Wort kommen: einen ehrenamtlichen Sterbebegleiter, einen Philosophie-Dozenten im Ruhestand, der seinen Tod „selbst in die Hand nehmen möchte“, einen Palliativmediziner. Ein ungewöhnlich schweres Thema für eine Reportage-Sendung am Samstagmorgen, sie beeindruckte aber durch ihre Protagonisten, die für sich sprechen.

### Annäherung

Noch mehr zeigte sich die Jury aber von dem Hörspiel „Nicht genug“ (SR) von Chris Ohnemus beeindruckt. Auch da ging es ums Sterben, die Autorin schildert die letzten Monate einer Vater-Tochter-Beziehung – die Krankheit des Vaters, die langen Reisen quer durch Deutschland ins Dorf ihres Vaters im Südwesten. Sie erinnert sich an ihn und stellt fest, dass es „nie genug ist, was man im Leben geteilt hat“.

Die literarische Sprache ermöglicht eine Distanzierung von den sehr persönlichen Erinnerungen, und zugleich wird für jeden nachvollziehbar, was der Verlust des Vaters bedeutet. Die Beziehung zwischen Vater und Tochter war nicht immer einfach: Er, der sein ganzes Leben mit seinen Händen gearbeitet hat, hatte kein Verständnis dafür, dass sie – als Frau – studieren wollte. Mit der Krankheit des Vaters beginnt auch eine Annäherung der Tochter an den Mann, den sie „ihr ganzes Leben gekannt hat“. Am Ende kommt sie zu dem Schluss: „Es war nicht genug, aber etwas von ihm wird bleiben.“

Das Hörspiel arbeitet mit sparsamen akustischen Mitteln, den Geräuschen des fahrenden Zuges und den von Thom Kubli kunstvoll arrangierten Akkordeonklängen, die gelegentlich das Dorfleben evozieren, ohne ins Schunkel-Ziehharmonika-Klischee zu verfallen. Christina Große liest den Text sehr mitfühlend. Die Jury fand das Hörspiel erzählerisch, klanglich und musikalisch so überzeugend, dass sie ihm einen Geisendörfer-Preis zusprach.

### Die Ethik-Kommission überleben

Mit dem Tod begann auch ein weiteres Hörspiel, das ebenfalls für den Geisendörfer-Preis eingereicht war. In „Qualitätskontrolle oder Warum ich die Räuspertaste nicht drücken werde“ (WDR) von Rimini Protokoll erzählt Maria Christina von ihrem Leben als Schwerstbehinderte. Seit sie sich als 18-Jährige bei einem Kopfsprung in den Swimming-Pool das Genick brach, ist sie von Geräten und Pflegern abhängig. Wenn sie einmal eine halbe Stunde allein wäre, würde das ihren Tod bedeuten.

### „Gutes Miteinander“

epd Der Robert Geisendörfer Preis wird seit 1983 alljährlich für herausragende publizistische Leistungen deutscher Hörfunk- und Fernsehsender verliehen. Mit dem Medienpreis der evangelischen Kirche sollen laut Statut „Sendungen gewürdigt werden, die das persönliche und soziale Verantwortungsbewusstsein stärken, die zur gegenseitigen Achtung der Geschlechter und zum guten Miteinander von Einzelnen, Gruppen und Völkern beitragen, die die christliche Orientierung vertiefen und einen Beitrag zur Überwindung von Gewalt leisten“. Für den Preis waren in diesem Jahr 58 Fernseh- und 24 Hörfunkbeiträge eingereicht worden. Die Jury „Allgemeine Programme“ tagte am 27. und 28. April unter dem Vorsitz des ehemaligen badischen Landesbischofs Ulrich Fischer in Mainz. Sie vergab insgesamt vier Preise (vgl. Dokumentationen und Meldung in dieser Ausgabe). Diemut Roether war Mitglied der Jury.

Als das verunglückte Mädchen ins Krankenhaus kam, beriet eine Ethik-Kommission darüber, ob diese Patientin weiterleben soll. „Ich habe die Ethik-Kommission überlebt“, berichtet die junge Frau, für die es nie eine Frage war, dass sie leben wollte: „Ich denke immer, das

Leben ist doch ganz okay. Hauptsache gesund." Mit dem Sprung in den Swimming-Pool habe ihr „zweites Leben“ angefangen. Maria Christina Hallwachs, die in dem Stück, soweit es ihr möglich ist, die Regie übernimmt, beeindruckt durch ihre Reflexion über den Wert des Lebens, einen Preis erhielt das Stück jedoch nicht.

Wie wenig ein Leben in den 40er Jahren in den sowjetischen Lagern wert war, davon erzählen die Autoren Olga Martynova und Oleg Jurjew in ihrem Hörspiel „Versuch über die kasachische Steppe“ (HR). Der Großvater des Ich-Erzählers, ein Literaturwissenschaftler, wurde in ein Lager verbannt und kämpfte dort ums Überleben. 20 Jahre später hört sein Enkel die Lieder, die früher die kriminellen Mitgefangenen des Großvaters sangen, denn in den 60er Jahren wurden eben diese Lieder zu Protestsongs für die sowjetische Jugend. Martynova und Jurjew spinnen ein kunstvolles Gewebe aus Musik und Text, das sich dem Hörer erst nach und nach erschließt.

Die „Themenwoche Toleranz“ hatte der Sender Radio Eins des RBB im November 2014 zum Anlass genommen, ein Streitgespräch mit dem umstrittenen Autor Akif Pirincci zu führen. Moderator Jörg Thadeusz übernahm die undankbare Aufgabe, gegen Pirinccis krude Thesen über Homosexuelle, Zuwanderer, Moslems und Frauen anzuargumentieren.

#### Kakophonische Elemente

Ein interessantes Experiment, das in der Jury jedoch die Frage aufwarf, wie tolerant wir mit den Intoleranten sein wollen und ob man tatsächlich jedem, der eine steile These vertritt, ein Forum im Radio bieten muss. Zwar vertraten einige Juroren die Meinung, Pirincci zerlege sich in dem Gespräch selbst und es sei gut, auch so jemanden zu Wort kommen zu lassen, weil seinen Thesen sonst tabuisiert würden. Doch zu einem Preis reichte es für das Streitgespräch nicht.

Denn als sehr viel relevanter und interessanter empfand die Jury „Grandhotel für alle!“ (Deutschlandradio Kultur), ein Feature von Marianne Weil über ein ganz besonderes Haus in Augsburg, das Hotel, Kunstprojekt und Flüchtlingsunterkunft zugleich ist. Die Autorin vermittelt in einem charmanten Hörbild plastisch die vielen Facetten und Phasen dieses Projekts: Von der euphorischen Aufbruchstimmung über ermüdende Behördenkämpfe bis hin zur Ernüchterung, nachdem eine Familie abgeschoben wurde.

Beim Zuhören entsteht wie in einem Mosaik nach und nach ein Bild des Hauses, seiner Bewohner und der Probleme, mit denen sie sich auseinandersetzen müssen. Zu Beginn vermittelt sich vor allem das Chaos, ein Juror sprach von „kakophonischen Elementen“; nach und nach

entsteht jedoch das Haus vor dem inneren Auge, in dem Menschen aus ganz unterschiedlichen Kulturkreisen miteinander kochen und essen, leben und manchmal auch streiten. Die Jury empfand diesen konstruktiven Beitrag zum Thema Flüchtlinge als vorbildlich und sprach dem Stück daher den Geisendörfer-Preis zu.

#### Gefühlig gefragt

Zwei der für den Geisendörfer-Preis gesichteten Fernsehbeiträge beschäftigten sich mit dem Syrien-Krieg. In ihnen ging es aber nicht in erster Linie um die Flüchtlinge, sondern um den Kampf gegen die Terrormiliz IS und die Faszination, die sie auf so viele junge Männer ausübt.

In dem Beitrag „Yeside im Krieg“ von „Stern TV“ (RTL) steht ein Mann im Mittelpunkt, der vor dem Krieg im Irak nach Deutschland geflohen ist und nun zurückkehren will, um seine Glaubensgemeinschaft gegen den IS zu verteidigen. Die Reporterin Düzen Tekkal begleitet den Mann, der in Deutschland gut integriert war, ins Kriegsgebiet und berichtet auch über die Situation der Flüchtlinge.

Der Jury fehlte bei diesem Magazinbeitrag der rote Faden: Der Bericht streift nur die Motive des Irakers, in den Krieg zu ziehen, und schwenkt dann über zum Schicksal der Flüchtlinge. Die Fragen der Reporterin an den Kriegsfreiwilligen richten sich wie bei Fußballreportern ausschließlich auf das Gefühl und regen keine Reflexion seines Handelns an.

Genau dies leistete der zweite Beitrag zum Thema: Wieso verlässt ein 16-jähriger in Deutschland aufgewachsener junger Mann sein Heim, seine Familie, sein Land, um in Syrien für die Islamisten zu kämpfen? Was bringt ihn dazu, seiner Mutter zu sagen, die Art wie sie bete, sei falsch, und ihr zum Abschied eine SMS zu schicken, in der steht: „Wir werden uns im Paradies wiedersehen“? Der im Ersten gezeigte Film „Sterben für Allah“ (HR/BR/SWR) von Peter Gerhardt, Ilyas Mec und Ahmet Senyurt geht diesen Fragen nach. Er folgt dem Weg des 16-jährigen Enis von Frankfurt nach Syrien, wo der junge Mann im Kampf gestorben ist.

#### Wann beginnt Extremismus?

Die Autoren finden keine einfachen Antworten. Sie finden stattdessen Gesprächspartner, die die Faszination, welche die Terrororganisation „Islamischer Staat“ vor allem auf junge Männer ausübt, einordnen und selbst Fragen stellen: Was wird aus diesen jungen Männern, wenn sie eines Tages aus dem islamischen Krieg nach Deutschland zurückkehren?

Die Religionsfreiheit ist vom Grundgesetz geschützt. Doch wann beginnt Extremismus? Auch die islamischen Gemeinschaften in Deutschland sind häufig überfordert: „Wir machen das ehrenamtlich“, sagt ein Imam. Wie soll er merken, wenn ein junger Muslim zum Extremisten wird, wenn selbst den Lehrern des jungen Manns nichts auffällt? Auf der anderen Seite sind die Hetzer wie der zum Islam konvertierte Bernhard Falk, die sagen: „Es gibt keine Unschuldigen.“ Der Zynismus von Menschen wie Falk, der genau weiß, wie weit er gehen darf, gipfelt in dem Satz: „Es wäre ein Straftatbestand, wenn ich dazu aufrufen würde, nach Syrien zu gehen und dort zu kämpfen.“

All diese Facetten stellen Peter Gerhardt, Ilyas Mec und Ahmed Senyurt in ihrem Film dar. Sie wissen, dass es auf ihre Fragen keine einfachen Antworten gibt, und zeichnen ein differenziertes Bild eines großen ungelösten Problems. Der Geisendörfer-Preis geht hier an eine Reportage über ein Thema, das uns alle angeht. Eine Reportage mit einem klaren roten Faden, die dennoch unterschiedliche Sichtweisen auf die drängende Herausforderung der Radikalisierung junger Muslime durch islamistische Hassparolen zeigt.

### Der „Ossimacher“

Eine bemerkenswerte Porträtserie hat der RBB, der sich sehr um Dokumentationen verdient macht, wieder einmal mit „Die Ostdeutschen“ vorgelegt: 25 Ostdeutsche wurden in jeweils 25 Filmminuten porträtiert. Die Einzelschicksale formieren sich zu einem Gesamtbild, das die jüngere Geschichte illustriert.

Die Zuschauer begegnen einem Airbrush-Künstler, einer Pfarrerin, dem Ost-Bäcker vom Prenzlauer Berg, der „ersten Arbeitslosen der DDR“ und dem „Ossimacher“ Jochen Wolff, der 21 Jahre lang Chefredakteur der „Super Illu“ war. Eine breite Palette, von Grimme-Preisträger Lutz Pehnert, der die Gesamtregie führte, liebevoll und stimmig zusammengestellt, die dennoch ohne Preis blieb.

Beeindruckend war auch die Dokumentation „Früher träumte ich vom Leben“ (ARTE/ZDF), eine finnisch-deutsche Koproduktion über Menschen, die ein Kind, einen Bruder oder einen nahen Angehörigen durch Selbsttötung verloren haben. „Wenn ein Kind stirbt, fragen sich die Eltern immer, was habe ich falsch gemacht“, sagt ein Vater. Die Filmemacher arbeiten mit sehr überlegten filmischen Mitteln, die Voyeurismus vermeiden. Sie filmen die Angehörigen aus der Distanz und geben ihnen so einen Rahmen. Szenen aus dem Leben der Verstorbenen werden in grob schraffierten Animationen nachgezeichnet.

Ebenso bewegend waren die Aussagen von Überlebenden des Amoklaufs von Winnenden. Die Filmemacherin Beate Rygiert besuchte für „Das Leben danach“ (3sat/ZDF) fünf Jahre nach der Tat ehemalige Schüler und Angehörige von getöteten Schülern. Eine Schülerin erzählt, dass sie es lange Zeit danach nicht mehr in einem Klassenzimmer aushielt. Bis heute konnte sie ihre Mittlere Reife nicht machen. Ein anderer setzte seither alles daran, seinen Traum vom Fliegen zu verwirklichen und machte mit 15 Jahren als einer der jüngsten Piloten Deutschlands seinen Flugschein.

Alle hat die Tat für immer verändert. Der Film erzählt davon, findet auch eine große Nähe zu einigen Protagonisten, ist aber nie bedrängend.

Um verletzte Kinderseelen ging es auch in dem einzigen Spielfilm, den die Jury sichtete: Die Kindertherapeutin Judith (grandios gespielt von Rosalie Thomass) muss sich im neuen Job in einer neuen Stadt zurechtfinden, während zugleich ihre Beziehung zerbricht. „Weiter als der Ozean“ (ARD/WDR) erzählt sehr subtil auf verschiedenen Ebenen davon, dass das Leben immer im Fluss ist. Es ist kein Lehrfilm über Kinderpsychologie und auch keine Fallstudie, sondern ein Film, der von Verletzungen erzählt und davon, wie man mit ihnen weiterleben kann und muss.

### Aktenwahrheit, Aktenklarheit

Zwei Beiträge schließlich beschäftigten sich 70 Jahre nach Kriegsende mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und dem Umgang mit Schuld und Mittäterschaft. „Die können so alt werden, wie sie wollen, die müssen jeden Tag damit rechnen, dass wir irgendwann vor der Tür stehen und klingeln und denen sagen, dass wir mit ihnen was zu besprechen hätten“, sagt der leitende Ermittler für NS-Verbrechen vom Landeskriminalamt Nordrhein-Westfalen in der WDR-Dokumentation „Das letzte Kapitel“ aus der Reihe „Hier und Heute“. Denn seit dem Demjanjuk-Prozess ist es möglich geworden, ehemalige Aufseher des Konzentrationslagers Auschwitz auch aufgrund des Nachweises, dass sie dort waren, zu verurteilen. Zuvor musste ihnen immer eine Individualschuld nachgewiesen werden.

Der Film begleitet die Arbeit der Beamten, die in Archiven nach Belegen für die Anwesenheit der Aufseher suchen und Tagesbefehle und Dienstpläne auswerten. „Aktenwahrheit, Aktenklarheit“, sagt einer der ermittelnden Kommissare. Astrid Schult und Gunter Merz beobachten in ihrem ruhigen Film die mühsame, kleinteilige Arbeit der Beamten, die Tausende von Karteikarten prüfen. Die Autoren thematisieren auch die schwierige Rechtslage und die Debatte darüber, warum man diese Mittäter nicht schon früher vor Gericht gestellt hat.

Doch über eines macht sich Kurt Schrimm, der Leiter der Zentralen Stelle zur Aufklärung von NS-Verbrechen in Ludwigsburg, keine Illusionen: Gerechtigkeit werde man auch dadurch nicht erreichen können, dass man jetzt die letzten noch lebenden von mehreren Tausend KZ-Aufsehern aus Auschwitz ermittelt, vor Gericht stellt und verurteilt.

Die Frage nach Schuld und Mitschuld stellt auch die vierstündige Dokumentation „Unsere Mütter, unsere Großmütter im 2. Weltkrieg“ von Julia Driesen und Amrei Topcu, die VOX an einem Samstagabend knapp vier Stunden lang zeigte. Es geht um die Frage, warum so viele Frauen von Hitler so beeindruckt waren, dass sie ihm bedingungslos folgten. Es geht um die Rolle von KZ-Aufseherinnen, und es geht um das Schicksal von Überlebenden der Konzentrationslager.

Die Rolle der Frauen im Nationalsozialismus wird häufig auf die der Mitläuferinnen reduziert. Dabei gab es fanatische Anhängerinnen Hitlers, die sich in den Dienst

der Propaganda stellten wie Magda Goebbels. Und es gab KZ-Aufseherinnen, die andere Frauen grausam misshandelten und sadistisch quälten. Die Rolle der Frau war in der NS-Ideologie genau definiert: Kinderreichtum wurde mit dem Mutterkreuz belohnt, es ging um die Erhaltung der Art.

Sieben Frauenleben werden in der Dokumentation genauer beleuchtet: Frauen aus regimenahe und regimekritischen Elternhäusern, Überlebende von Konzentrationslagern und die Tochter des KZ-Kommandanten Amon Göth. Ein breites Spektrum fächert die Dokumentation auf, eine Historikerin ordnet ein, die Aufbrüche von Frauen in den 20ern werden dem Frauenbild der Nazis gegenübergestellt. Eine Dokumentation, die sich Zeit nimmt hinzuschauen und aufzuklären. Für diesen differenzierten Blick auf ein unterbelichtetes Stück Frauengeschichte gab es ebenfalls einen Geisendörfer-Preis. ■

## Stimme der Sprachlosen

### Aus der Geisendörfer-Jury „Kinderprogramme“ / Von Tilmann Gangloff

epd Den Sprachlosen eine Stimme geben: Das ist ohne Frage eines der vornehmsten publizistischen Ideale. Vor diesem Hintergrund vertritt die KiKA-Reihe „Schau in meine Welt!“ ein herausragendes und wichtiges Konzept: Filmemacher reisen in fremde Länder und zeigen dort Kinder in ihrem Alltag. Oft gelingt es den Autoren allerdings nicht, wirkliche Nähe zu ihren Protagonisten herzustellen, was ungemein schade ist – weil viele dieser Stoffe thematisch ein großes Potenzial haben und weil es grundsätzlich wichtig wäre, junge Zuschauer hierzulande mit den Lebensumständen in Entwicklungsländern vertraut zu machen.

Wie so etwas vorbildlich gelingen kann, zeigen Guido Holz (Buch, Regie) und Eva-Maria Grewenig (Schnitt, Kamera) mit ihrem Film „Mohammed auf der Flucht“ (MDR). Der 13-jährige Junge ist mit seiner Familie aus dem syrischen Kriegsgebiet geflohen und lebt nun unter erbarmungswürdigen Umständen in einem provisorischen Lager in der Türkei; aus Plastikplanen hat sich die Familie ein Zelt gebaut. Viele von Mohammeds Verwandten sind bei Raketenangriffen gestorben; die furchtbaren Erlebnisse verarbeitet er, indem er sie sich von der Seele malt. Seine Erzählungen vermitteln die reale Geschichte hinter den Meldungen, die tagtäglich in den Nachrichten zu sehen und zu hören sind.

Der Film hat selbst zwei Jahre nach seiner Entstehung nichts von seiner Aktualität verloren. Vor allem aber ist der Dokumentation jederzeit anzumerken, dass Holz und Grewenig nicht bloß eine oberflächliche Stippvisite im Sinn hatten, sondern wirkliche Einblicke in die Welt ihres Protagonisten geben wollten. Um die möglichen weiteren Stationen eines Flüchtlingsschicksals dokumentieren zu können, verlassen sie das Reihenkonzept und rücken auch andere Kinder ins Zentrum: Ein zweites Kind hat es mit seiner Familie in ein befestigtes Lager geschafft, ein drittes gar nach Deutschland.

#### Emotionalisierende Musik

Mohammed beteuert jedoch, er wolle gar nicht nach Deutschland, sondern zurück nach Syrien. Weil seine Schilderungen nachdrücklich vermitteln, was es heißt, Flüchtling aus einem Kriegsgebiet zu sein, gelingt es den Filmemachern, ihre Zuschauer zu berühren. Mit der Auszeichnung für die Reportage verbindet die Jury auch die Hoffnung, gerade in Zeiten einer nicht zuletzt aus Unkenntnis resultierenden Fremdenfurcht könnten Filme wie „Mohammed“ dazu beitragen, Empathie und Verständnis zu wecken.